

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1930**

239 (14.10.1930) Unterhaltung, Wissen, Kunst

# Unterhaltung \* Wissen \* Kunst

## Wetter und Aberglaube

Vom Aberglauben des Altertums zum Sagenwahn des Mittelalters — Die Gestirne als Wettermacher — Der Mond als Sündenbock — Der hundertjährige Kalender hält die Stellung  
Mullei Bauern- und Wetterregeln. Von L. Ehrhardt.

Unser Wissen vom Wetter ist, soweit es wissenschaftlich begründet ist, verhältnismäßig noch sehr jung. Einer der Hauptgründe für dieses ist die Einwirkung der streng wissenschaftlichen Wetterforschungen ist, daß der Wetteraberglaube in den verschiedenartigsten Formen die Menschen aller Zeiten umgaben hielt und dadurch wissenschaftliche Fortschritte verhinderte. Auf seinem Wissensgebiet hat sich der Aberglaube länger und zäher gehalten, als auf dem Gebiete der Naturkunde. Ja, er reicht sogar in vielen noch in die Gegenwart hinein.

Die ersten unauflösbaren Eindrücke wird wohl schon der Urmensch von den Wettervorgängen erhalten haben. Der Blitz, das Dämmelfeuer, das ihm in die Seele fiel und das Dunkel seiner Höhle erleuchtete, der brauende Gewittersturm, der Donner, der ihn schredete, der rauschende Regen, Sonne und Wärme im Sommer, Schnee und Eis und eine erstarrende Erde im Winter, all diese Naturerscheinungen dieses ewig wechselnde Spiel der Elemente konnte er sich nicht anders erklären, als daß er die Naturkräfte zu Dämonen machte, die entweder untereinander oder mit den Menschen im Kampfe lagen.

Auch unsere heutigen Naturvölker erklären sich die Wettererscheinungen häufig noch auf diese Weise.

Die Ansichten der Naturvölker des Altertums über die Wetterentstehung zeugen ein Gemisch von religiösen und abergläubigen Vorstellungen dar. Bei den Griechen war Zeus der Herrscher über alle Naturkräfte, der Herr des gesamten Weltalls. Das Zeichen seiner Macht, die Donnerkeule, ist der Blitz, der begleitet ist von hallendem Donner, wenn Zeus sein Jener schüttelt. Zeus ist es auch, der die Wolken zusammenhaßt und ihre Feuchtigkeit den durstenden Feldern spendet.

Der Wettergott der Römer war Jupiter. Auch er ist Herrscher über Donner und Blitz, er löst es regnen und drinat den Menschen das Licht.

Nach dem Glauben der Germanen wird das Wetter von dem Obergott Thor (Donar) geschaffen. Sein Werkzeug ist der Donnerhammer. Wird er von ihm geschleudert, so trifft er schredenderbreitend unheilbar sein Ziel und kehrt von selbst in die Hand des Gottes zurück. Daneben bedürfen die Germanen die Natur mit allerlei guten und bösen Geistern, die einen segensreichen oder unheilvollen Einfluß auf das Wetter ausüben. Ein solcher Geist ist zum Beispiel das „wilde Jäger“, der im Sturmessbrauen über die Wälder dahinjagt. Auch die Jahreszeiten werden durch gottähnliche Wesen dargestellt. So verkörpert der lichte, sonnenhelle Valbur (der Siegfried des Nibelungenliedes) den Frühling, der mit dem Winter, dem finsternen, blinden Hödur (Hagen) im Kampfe liegt. — Es gibt ferner besonders geartete Menschen, die mit den Dämonen im Bunde das Wetter und den Hagel machen. In diesen abergläubigen Vorstellungen ist die Grundlage für den ungeliebten Hexenwahn des Mittelalters zu sehen. Wie in vielen anderen Beziehungen (zum Beispiel in der Beibehaltung der altgermanischen Feste), so ist auch der Aberglaube vom Wettermachen durch die Einführung des Christentums nicht ausgerottet worden. Er breitete sich im Gegenteil weiter aus. Aus den heidnischen Dämonen wurde der Teufel, mit dem die Hexen und Wettermacher im Bunde standen. Kein Hagelwetter oder sonstiges Unwetter ereignete sich, das nicht nach Ansicht der Menschen durch irgendeine Hexe oder bösslichen Zauber verursacht worden wäre. Auf dem Lande hielt sich der Hexenglauben am längsten, wohl bis ins vorige Jahrhundert hinein.

Neben diesem Aberglauben, der die Witterung dem Schalten der Götter oder Menschen zuschrieb, bestand schon im Altertum eine Richtung, die die Gestirne zu Wettermachern erhob. Eigenartigerweise wurde dabei die Sonne, die doch nahezu ausschließlich unsere Witterungserscheinungen verursacht, gegenüber den anderen Gestirnen vernachlässigt. Zunächst wurde die Stellung der Sternbilder als Ursache des Wetters angesehen. Im gewissen Sinne mit Recht, da ja die wechselnde Stellung der Sternbilder, verursacht durch die Erdbewegung, ein Zeichen für den Wechsel der Jahreszeiten

war. Man begann aber den Fehler, die Sterne als Ursache anzusehen, und zwar nicht nur der Jahreszeiten, sondern auch der täglichen Wettererscheinungen. — Eine Unmöglichkeit nach unserem heutigen Wissen, denn unermessliche Weiten trennen unsere winzige Erde von jenen Himmelskörpern und machen so einen Einfluß auf die Witterung unmöglich. — Später machte man den Mond mit seinen wechselnden Phasen und die Planeten in ihren verschiedenen Stellungen zur Sonne und Erde für das Wetter verantwortlich. Es bildete sich eine besondere Kunst heraus, die man als Astro-meteorologie bezeichnen kann, ein Zweig der Astrologie, der Sternkunde, die im Altertum bei Griechen und Ägyptern und später in ganz Europa und Arabien bis in die Neuzeit hinein in höchstem Ansehen stand.

Hauptaufgabe der Astro-meteorologie war die Wettervorhersage, und zwar für die möglichst lange Zeit. Sie suchte die Aufgabe zu erfüllen durch die Beobachtung der Stellung der sieben schon den Griechen und Ägyptern bekannten Wandelsterne: Saturn, Jupiter, Mars, Sonne, Venus, Merkur, Mond. Sie sollten der Reihe nach während eines ganzen Jahres das Wetter bestimmen, und zwar durch ihre Eigenschaften, die ihnen schon bei den Babyloniern zugeerkannt wurden. Auch den verwechselten Mondphasen wurde ein ausschlaggebender Einfluß auf die Witterung zugeprochen.

Der Glaube an den Einfluß des Mondes auf die Witterung ist es, der von allem Wetteraberglauben sich am längsten, ja sogar bis in unsere Zeit hinein, erhalten hat. Dieser Einfluß ist nach unserer heutigen wissenschaftlichen Erkenntnis, die sich auf Tausende von Beobachtungen stützt, gleich Null. Nun könnte man sagen: Sind denn die herrlichen Vollmondnächte von zauberlichem, märchenhaftem Glanz erfüllt, von Dichtern besungen, kein Beweis dafür, daß der Vollmond die Wolken verleiht, also Schönm Wetter macht? Der Fehler dieser Ueberlegung besteht darin, daß nicht berücksichtigt ist, wie „rot“ bei Vollmond klarer, schönes Wetter ist. Es geht uns allen so, die schönen Vollmondnächte bemerkt man, sie prägen sich der Erinnerung ein. Die eben so zahlreichen Nächte, in denen er von Wolken bedeckt ist, fallen einem nicht auf, denn wer denkt gerade an den „Vollmond“, wenn er ihn nicht sieht?

Genau feierhaft ist die Ansicht, daß der Mond im Frühjahr den Saaten schade. Nicht der Mond schadet der Saat, sondern die kalten Nächte tun dies, in denen man den Mond sieht. Sie begünstigen die Wärmeausstrahlung, daraus folgen die schädlichen Nachfröste. Die kalten Nächte werden aber nicht durch den Mond hervorgerufen, sondern durch eine Hochdruckverlagerung.

Arig ist auch die Auffassung, daß der zunehmende Mond schönes, der abnehmende Mond dagegen schlechtes Wetter bringt. Der Hof, der der Mond mitunter zeigt, und der schlechte Wetter ankündigt, wurde auf die Mondfeuchtigkeit zurückgeführt. Dabei handelt es sich hier um Eiswolken, die sich in Höhen von 8—10 000 Metern befinden und scheinbar Mond und Sonne mit einem feinen Schleier umgeben. Allerdings kündigen sie häufig schlechtes Wetter an.

Die deutsche Seereschiffahrt ließ in den Jahren 1914—1918 ihre sämtlichen Feldwetterwarten Beobachtungen anstellen, und mit dem Mondwechsel Wetteränderungen zusammenhängen. Es war ihr sehr daran gelegen, neue Wettervorhersagemöglichkeiten zu finden, da die meteorologischen Wetterberichte auslieferten. Die Beobachtungen haben einwandfrei ergeben, daß der Mond mit den Wetteränderungen nichts zu tun hat.

Es wäre noch die Frage zu beantworten, ob die Anziehungskraft des Mondes einen Einfluß auf das Wetter hat, da sie doch zweifelsfrei Erde und Fluß erhebt. Auch diese Frage ist zu verneinen. Die Erklärung der Subtrudierung ermöglichte es, die Wettervorhersagen der „gelehrten Doctors“ der großen Masse automen zu lassen.

Der Astrolog Richterberger gab 1505 das Wetterbierlein heraus und 1508 folgten die Bauernpraktiken. Diese Bücher wurden im Laufe der nächsten Jahrhunderte in fast allen Sprachen Europas überliefert und unablähigemale neu aufgelegt. Viele Tausende allein seit schon, mit welchem Eifer, mit welcher naiven Glaubensfreu-

digkeit sie gelesen wurden. Das gute Geschäft, das mit derartigen Büchern zu machen war, veranlaßte zahlreiche Astrologen und ähnliche Hellscher, selbständige Praktiken oder Prognostiken (Wettervorhersagen) herauszugeben. Der Hauptinhalt war stets für ein bestimmtes, sondern für jedes Jahr. Die Grundlaage für die Voraussage waren astrologische Berechnungen und Behauptungen. Ferner waren die Jahreszeiten berücksichtigt. Auch einzelne durch Erfahrung bekannte Tatsachen und Wetterregeln waren aufzuführen. Eine Hauptrolle spielte auch die Behauptung, daß aus der Witterung bestimmter Tage eines Jahres auf die Witterung des folgenden Jahres zu schließen sei. So heißt es zum Beispiel nach der Christnacht:

„It der Abend und auch die Christnacht klar,  
Ohn' Wind und Regen, so nimme eben wahr,  
Daß das Jahr bringt Weins und Fruchts genuss,  
Welches nicht gerechnet wird vor ein Lutz.  
Wirds aber regnen und windig sein,  
Rebeutets wenig Korn und nicht viel Wein.“  
Ulm.

Oder:  
„Rom Christtag an muß man aufpassen auf die wäpff folgen  
den Tage. Und wie es mittert an jedem dieser Tage, so wird  
es auch wittern in dem Monat, der diesem Tage zuehört.“  
(Schluß folgt.)

## Der neue Film: Verwirrung der Gefühle

Es ist schwer, aus dem Film, richtungslos und planlos Kunitz bunt der letzten Premieren in Berlin ins Besondere zu ziehen. Neues wehelt mit allem: Filme wie „Weiße Schatten“ und „Die Hingebende Flotte“ schon in summer Dichtung gesetzt, erscheinen in länder wieder, amerikanische Blüten aus der Kinderzeit des irischen Landes. — „Dreimal Hochzeit“ — gelangen zur großen reichen deutschen Erstaufführung, entwicklungsmäßig also ein Durch-einander vom Gerüstfilm und hundertprozentig tänzender Welt-wandlung. Auch stofflich eine Schwendelplatte zum beliebigen Auswähl: die Amerikaner bezogen ins Ritzigste abgeklärte Problematis, die Deutschen bleiben mader bei Burdenberthelst. Bodierfest und sentimentaler Operette. Ein Film, deutsch-amerikanische Arbeit, fällt aus dem Rahmen; der Raubtierfilm „Auf Tigerjagd in Indien“. Aber die deutsch-amerikanische Zusammenarbeit ist Zufall. Die wunderbaren Bilder von den wilden und absonderlichen Elefanten, von herrlichen Tigern, auf der Jagd und im Kampf, hat der Commandeur Drott gemacht, die „Geräusche“ sind in Deutschland dazugekommen, und so geschieht es, daß der Schrei eines Nashorns erst dann zu hören ist, wenn das arme Tier längst sein Mäulchen geschlossen hat. Ob an dieses Distrepanz die Ent-fernung Amerika—Europa schuld ist oder die Tobsia?

Die Verfilmung von Anne Kithols Bühnenstück „Dreimal Hochzeit“ ist darauf zurückzuführen, daß das Stück heimatliche feste-fernung Amerika—Europa schuld ist oder die Tobsia? Die Verfilmung von Anne Kithols Bühnenstück „Dreimal Hochzeit“ ist darauf zurückzuführen, daß das Stück heimatliche feste-fernung Amerika—Europa schuld ist oder die Tobsia? Die Verfilmung von Anne Kithols Bühnenstück „Dreimal Hochzeit“ ist darauf zurückzuführen, daß das Stück heimatliche feste-fernung Amerika—Europa schuld ist oder die Tobsia?

Selbst im indischen Schatzkammer, D alle Burdenberthelstet wird artifiziel angeblit, in dem Stimmigkeit „Bodierfest“ des Regisseurs Boele (echter Boele mit dem Spitznamen „König“), in dem und billiger Prognostik) technisch einwandfrei gelassen und die Tonfilmoperette „Das Lied ist aus“ kann nun schon durch keine guten Rat zu erhellender Tradition zurückgehen. Eine hom-ästhetisch überladene Grunddecoration (Motto: wir haben ja) erfüllt die Regie Volbars, das Spiel der Soid und die Musik von Robert Stolz. Bleibt nur zu fürchten, daß das Lied noch lange nicht aus ist, sondern weiter in der Tonart der großen Damen und Herren gewinnender Gardeoffiziere erklingen wird.

## Provenzalischer Stierkampf

Von Josef Eberle

Die Stierden tragen in der Öffentlichkeit ein solches Jart-gehalt aus, daß sie, so laien sie, den Rababer eines Herdes nicht einmal sehen können. Zuseher aber haben sie ihm mit ihren Händen die Haut den Kopf und Füßen.“  
Pindar.

Nein, laute Polle, das sei eine Barbarei, da könne sie nicht zu sehen; sie gebe nicht mit. Das war morgens um Elf auf der Canebiere, vor dem blauen Platz mit dem Stierkopf. Um den dicken Schuttmann lärmten die Autos, Geleute gingen vorbei und schimpf-pige Dausfrauen mit Marktstücken; ein Trupp Regeneroldaten über-querte die Straße, und vor den Cafes saßen sie bereits beim Aperitif, rauchend und zeitungslesend, — als koste nicht irrendwo ein aufregend blaues Plakat, das genau angab, mit welchen Linien man am besten zum Rond-Point du Prado, zur „Plaza de Toros“ kommen könnte.

Natürlich ging Polle doch mit. Wenn es arg werden sollte, wollten wir weggehen, das hatte ich versprochen müssen. Die Mar-zeiler Plaza: ein großer Hof zwischen Mauern und grauen Haus-wänden, stimmunglos und ohne Charakter. In der Mitte das sandige Oval der Arena, gelb mit großen dunkleren Flecken. Man könnte sie für Bluffladen halten. Aber nein, sie bewegten sich, es waren nur die Schlagschatten von Bäumen. Ueber einem Tor las ich „Toril“. Das Wort ließ alles lebendig werden, was ich je über Stierkämpfe gehört und gelesen, und jetzt, in einer halben Stunde sollten die „Pases“, „Beroniken“, „Suerien“, „Escobadas“ Wirklich-keit, vielleicht sogar blutige Wirklichkeit werden! Man mußte die Tode ausstehen, so heiß war es. Uebrigens war es vielleicht gar nicht so heiß, aber hier kam einem selbst die Sonne ins Gesicht.

Die anstehenden Soldaten füllten sich rinasun. Arbeiter kamen, Matrosen mit ihren Sonntagshüten und kleine Bürger. Ohne Haß, ohne Aufregung, wie im Kino, suchten sie ihre Plätze auf. Rimaderverkäufer schwenkten Gläser, zerklüftes Eis auf ihren Bretterstühlen, beiprengten aus Wasserflaschen den Sand um ihren Stand herum.

Gegenüber wird es unruhig. Man trampelt. Einer mit einem roten Tuch überm Arm läuft durch den schmalen Gang, der sich rings um die Arena zieht. Es scheint bald loszugehen. Nichts, Bliesmuff legt ein. Sie kommen! Voran der „Matador“ (Manuel Cico de Valencia stand auf dem blauen Plakat): ein kleiner rund-lischer Mann in Hoie und weitem Hemd, eine breite rote Schärpe um den Bauch. Nicht einmal die „Coleta“ trägt er, das Jüdische der echten spanischen Matadores. Ich sehe das, weil er sich zur Präsidentenloge hinauf verbeugt und die Sportmütze zieht. Zu allem schielte er auch noch. Polle sieht mich an, als sei ich daran schuld. Hinter ihm seine Quadrilla steht nicht spanischer aus. Einer davon hat einen weißen Kittel an wie die Garçon von Café de l'Univers. Zuletzt kommen zwei Alte in sinnberroten Basten-wügen, Ueber dem linken Arm tragen sie die Capes, die Kampf-

mäntel der Stierkämpfer. Der kleine und — seien wir ehrlich — etwas ernüchternde Aufzug marschiert halb um die Arena und ver-teilt sich dann. Die beiden Alten geben ihre Mäntel ab und ziehen sich zurück. Die andern Vier bleiben auf dem Sand. Rubin entfal-ten sie die roten Capas.

Ein Trompetensignal. Die Corrida beginnt. Die Zinnobertoten am Tor gestikulieren sich mit den Armen in den Gang hinein. Es sieht aus, als müßten sie Hüner aus einem Weizenfeld jagen. Plötzlich weichen sie zurück. Er kommt, der Toro. Aus dem Dunkel des Tors tritt er in wilden Sprüngen bis zur Mitte der sonnen-gelben Arena. Da steht er, mit den Vorderfüßen schräg, schweiß-tropfend und erstarrt die Plaza musternd. Er schlanke, mildes Tier mit schwarzem Fell und einem mächtigen Hörnerpaar.

Seine Bedenten sind wie ungeschulten beim Anblick dieses Tiers. Das ist keine langmütige Indulgenz, die man ein bißchen gefehlt hat, nicht nur ein wild amordenden Makosche, das ist eine Bestie, herrlich in ihrer Wildheit und furchtbar in ihrer Wut. Mitleid mit diesem Tier? Sieht es so erbärmlich aus?

Sieh doch, wie es auf das rote Tuch losgeht, das der Erste ihm hinhält. Der Mann bleibt stehen, wie eine Lokomotive rast unter seinem Arm hindurch. Die flatternde Capa streift seinen Rücken. Schon ist es beim nächsten. Auch der hat keine Furcht vor dem-gangigsten Ungeheuer, er beugt sich nur zur Seite und schwenkt sein Tuch über den geizten Kopf. Die Hörner müßen ihn gestreift haben, so nahe stand er. Einer nach dem andern tritt ihm mit der Capa. Die Vier reihen einander den schwarzen Kolos wie einen Ball zum spielen. Jeder macht ein paar „Pases“.

Ganz unerwartet bricht er auf einmal aus und nimmt den Näch-ten besten an. So überreicht ist der Mann, daß er die schwere Capa wegwirft und quer über den Sand zur Pflanzenwand läuft — ein Schwung hinüber, und schon fährt splitternd und trochend das Storn in die roten Bretter. Ruch steht der Stier nun vor der Wand, das Hinterteil der Arena ausgelehrt. Die Toreros rennen cavas-mentend her. Er wirtelt herum, sein Schwanz geht hoch, gleich wird er angegriffen. Nein, er greift nicht an. Als ginge ihm die ganze Sache nichts mehr an, trottet er einfach weg. Das bringt die ganze Plaza zum Lachen. Prüffe allen, Ruh und Feigling schreiben sie ihm zu. Andere machen auch — muß! Stur hebt der Toro den Kopf und brüllt in verlostem Stolz.

Der Schläugler geht auf ihn zu. Zwei Meter vor ihm stellt er sich hin. Su, Toro, hu! Er stampft mit dem Fuß auf den harten Sand. Da hat er ihn schon in der Capa. Und jetzt braucht er ihn gar nicht mehr zu reizen, nach jeder Wendung kommt der Stier von selbst wieder. Wie ein Spiel liegt das aus. Das es der Tod ist, mit dem der da spielt, daran denkt keiner. Polle findet es fabelhaft und fahrig.

Wahrscheinlich, es kommt noch schöner! Auf ein zweites Trompeten-signal schreitet einer der Toreros in die Mitte der Arena. Mit geschlossenen Beinen hebt er sich auf die Zehen. In den Händen um-widelt er ein Schwanz etwa sechs Zentimeter lang, anwei mit einer Eisenkette und kleinen Widerhaken. Ein anderer nimmt den Toro mit einem Schwanz seiner Capa zu ihm hinüber. Der Mann mit den Banderillas ruft den Toro an. Jetzt hat er ihn bemerkt; sein Kopf geht nach unten, er schaut. Wird der Mann stehen bleiben? Wird er sich stehen bleiben? Nein, ich nicht. Der da unten aber auch nicht, denn als der Stier kommt, wirft er die Banderillas weg und

hüchtet zur Barrera, hinter ihm drein der Toro in holprigen Galopp. Seine Genossen eilen mit ihren Tüchern zu Hilfe. Ver-laffen sie ein Kinderpielzeug, liegen die bunten Stäbe im Sand.

Die Zuschauer sind teils entrüstet, teils amüsiert. Natürlich pfeife ich mit. Der Mann war wirklich schlecht.

Sieh doch auf, sag Polle, Wärfst du stehen geblieben? Was soll man auf eine solche Frage antworten! Aber der Mann kommt wieder. Diesmal wird er ihm zeigen, das ist sicher. Seine Nieder-lage wurmt ihm, man lehnt ihm an. Ganz leicht ist er. Sein Mund ist schmal, voller daß blüht er auf die verfluchte Bestie. Bei Geht er bleibt diesmal stehen und entgeht nur knapp einem Hornstoß.

Aber als der Stier vorbeist, steht ihm nur eine Banderilla im Gesicht. Und auch die schüttelt er ab.

Seine Wut ist grenzenlos. Windbindungs greift er an, sinnlos rennt er gegen die Barrera. Erum reißt er die Capa aus den Händen. Nun kommt er brüllend durch die Arena, das rote Tuch wie ein über-lodernd Feuerbrand auf den Hörnern, ein rabener Gott. Er schüttelt sich, sammelt mit den Hüften, wirft Sand in die Luft. Geheiß und Schmutz kriecht ihm von der schwarzen Schwanz. Endlich erwacht er mit dem Vorderfuß einen Bißel des verhassten Tuchs. Herrlich, wie er seinen Feind in hundertfacher Höhe verwickelt. Wie er den mächtigen Kopf hebt, lenkt und dreht! So gefüllt er den Platz, so ist er aut. Aber das Gefährliche paßt ihm nicht. Mit stamm-fem Brüllen droht er den Tribünen.

Jedoch die Banderillas sind noch immer nicht geest. Manuel schießt den andern weg. Jetzt wird er sie jagen. Wie es die strenge Kunst verlangt: Die Beine eng geschlossen, auf dem Vorderfuß federnd, erwartet er den Angriff. Im selben Augenblick, da die schwarze Masse ihn erreicht — schon glaubt man den Zusammenstoß zu sehen —, biegt er sich zur Seite und schießt von oben blitzschnell zu. Erst nachher sieht man, was geschehen ist: die Banderilla ist fien!

Kielet es, Toro? Schlag nur aus, schnell dich hoch und stoh in die Luft, es wird dir nichts helfen. Manuel Vico macht saubere Arbeit. Aufrecht und gerade, wie die sieben Schwärmer im Herzen der Schmerzenseigen, stehen ihm die Pfeile im Rückenmuskul. Drei schmale glänzende Streifen sichern an seinem schwarzen Fell her-unter.

Siehst du, das ist Blut. — Natürlich Blut, sag Polle, was denn sonst?

Direkt unter uns an der Pflanzenwand steht Manuel Vico und wagt sich den Schwanz aus dem Gesicht, der in glänzenden Reflexen darauf steht. Jemand reißt ihm die Muleta und einen Holzfisch hinein. Wieder ein Trompetensignal: des Dramas dritter und letzter Akt beginnt. Vico ordnet die Falten seiner Muleta und steckt den Stod in das hellrote Tuch, wie man es in Spanien mit dem Degen macht. Dann geht er dem Toro entgegen. Der löst ihn rubia her-ankommen. Warum greift er nicht an? Ist er müde? So nahe geht der „Matador“ heran, daß er ihm die Muleta vor das Nasen-maul halten kann. Ja, erheißt ihn sogar an den Hüften. Das ist un-widlich. Los Toro, los! Wie ein Kretzel drehen sich die Beiden um einander. Vico dreht fast auf der Stelle, der schwarze Tierkörper schießt sich um ihn herumumschlängelnd. Flammend lobert das Rot der Muleta. Drei, viermal tanzen sie dieses Teufelsballett. Dann hat der Stier genug.

Polle hat rote Baden bekommen und fahrig begreißt mich. Ja, zwischen hat Vico den Stod aus der Muleta genommen. Schluß folgt.